

Naturlehrpfad Gera-Süd – Natur und Geschichte auf den Weg gebracht

Bereits seit 1946 gab es einen Naturlehrpfad, der jedoch in Vergessenheit geriet. Etwa 60 Jahre später ist es der Stadt Gera zusammen mit zahlreichen Unterstützern gelungen, dem Pfad wieder Leben einzuhauen und ihn neu zu gestalten. Gemäß der Markierungsrichtlinie für Wanderwege in Thüringen werden alle Naturlehrpfade mit einem grünen diagonalen Strich auf weißem Grund gekennzeichnet. Dieses Symbol wird Ihnen auch auf dem Naturlehrpfad Gera-Süd den Weg weisen.

An den 27 Stationen des Naturlehrpfades Gera-Süd, die jeweils durch eine markante Stele aus Eichenholz mit der Laubbaumsilhouette gekennzeichnet sind, wird über die Vielfalt der heimischen Natur informiert sowie auf interessante Aspekte der Heimatgeschichte hingewiesen.

1. Station: Botanischer Garten

Während Bea und Flori auf ihre neuen Bekannten aus Langenberg warten, studieren sie eine Lehrtafel am Botanischen Garten (Informationen über den Botanischen Garten finden Sie auf Seite 224). Es ist Samstagmorgen 9 Uhr und vor ihnen liegt ein schöner Tag, der heiter, aber nicht zu warm zu werden verspricht.

Das junge Ehepaar kommt die Schillerstraße herauf und winkt ihren Wanderführerinnen zu. Seit ihrer telefonischen Verabredung sprechen sich die jungen Leute mit Vornamen an.

„Einen wunderschönen Guten Morgen“, sagt Lily und gibt Bea und Flori artig die Hand.

„Hallo“, sagt Oliver und deutet lax einen Militärgruß an.

„Hallo Oli und Lily.“

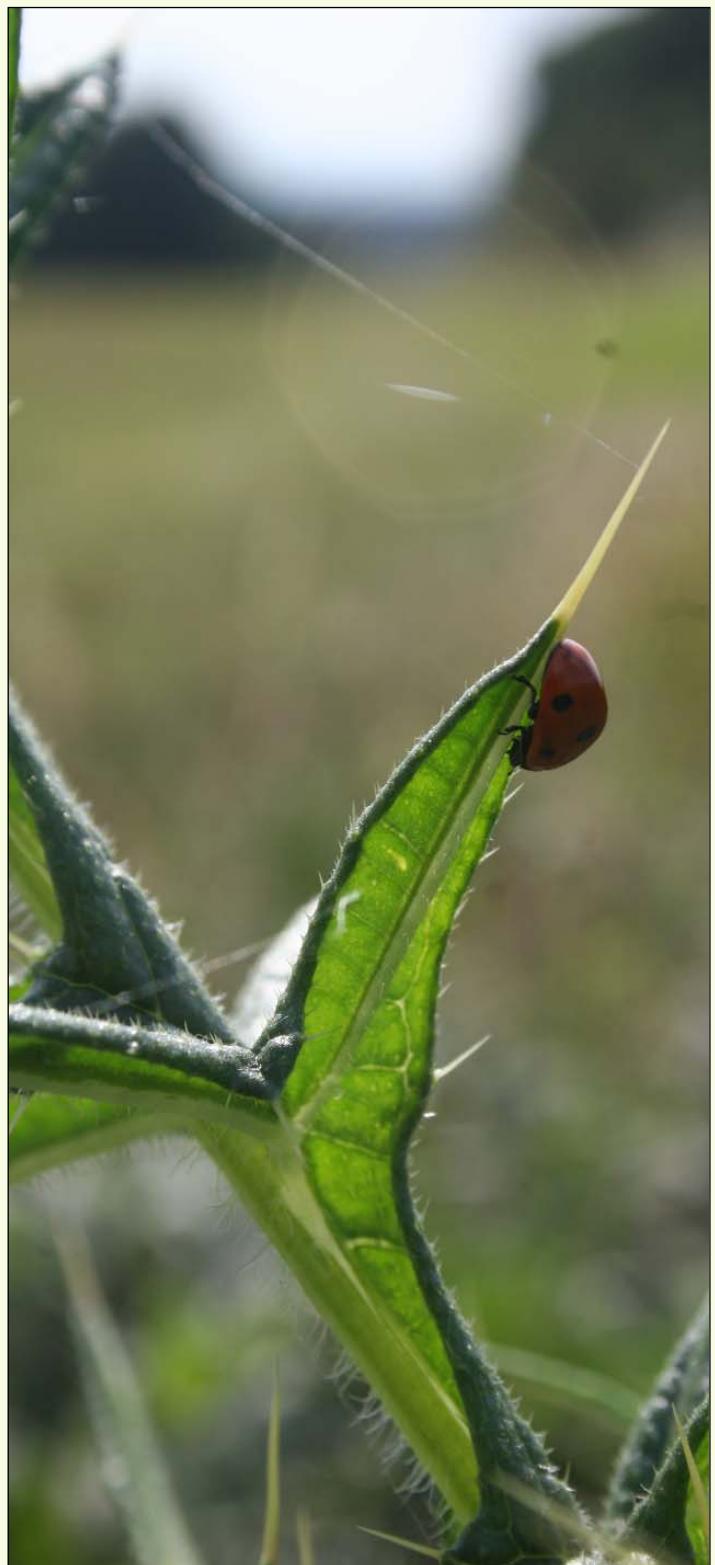
„Hier schaut“, Flori zeigt auf die Tafel. „Das ist unsere heutige Route. Wir haben über 12 km vor uns. Geht es euch gut?“

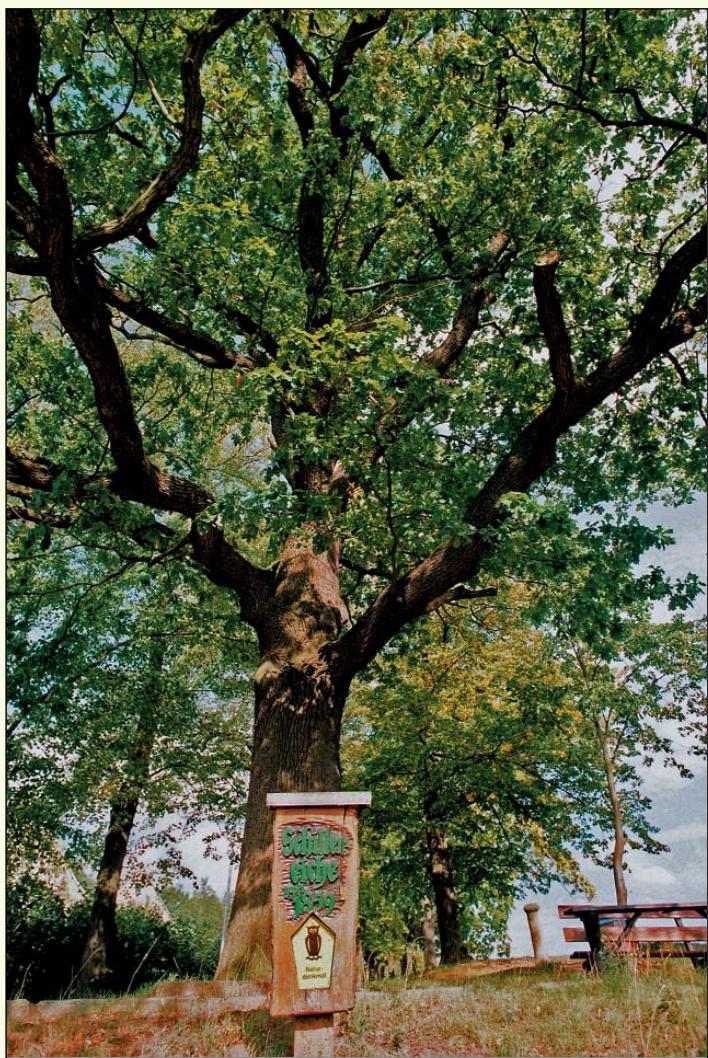
„Klar, wie sind gewappnet“, sagt Oli.

2. Station: Lutherlinde

Zunächst geht es zur Lutherlinde. Das sind 400 m, zum Teil steiler Fußmarsch und dann stehen sie vor dem besonderen Baum und einer Lehrtafel. Lily und Oli scheinen noch etwas müde und wortkarg. Also liest jeder für sich, was über die Winter-Linde geschrieben steht.

Sie erfahren, dass sie am 31. Oktober 1817 durch den Geraer Regierungsrat Ernst Friedrich Dinger gepflanzt wurde. Genau 300 Jahre zuvor hatte Martin Luther seine





Die Schillereiche befindet sich westlich des Turmes am unteren Ende der großen Wiese. Sie besitzt heute einen Stammumfang von etwa 2,50 m.

reformatorischen Erkenntnisse in Form von 95 Thesen an der Schlosskirche zu Wittenberg angeschlagen. An diesem Datum wird der Reformationstag begangen. Bis 1883 zum 400. Geburtstag Luthers wurde der Baum »Dingerlinde«, dann erst »Lutherlinde« genannt. Seit 1942 gilt er als Naturdenkmal. Beeindruckt sind Lily und Oli vom sprichwörtlichen Selbsterhaltungstrieb der Linden. Sie lernen, dass sich die Innenwurzeln von den Ästen in Richtung Boden schieben, wo sie sich verankern und den Baum wieder langfristig mit Nährstoffen versorgen können.

„Zur Schillereiche geht's in die Richtung“, sagt Flori und zeigt nach Südwesten. Ein lauschiger breiter Waldweg, der hauptsächlich von Eichen und Ahorn gesäumt ist, erwartet die Wanderer. Auf einem Spielplatz mit abenteuerlichen Holzaufbauten jagen lärmende Kinder umher.

Am Ende der Allee zeigt sich ein interessanter Bau. Eingerahmt von den Bäumen am Waldausgang steht der Ferberturm im Licht. Aus dem Halbdunkel des Waldes wirkt sein Anblick wie aus einer anderen Zeit.

„Aber erstmal lassen wir ihn links liegen“, sagt Bea und läuft voran an einer großen abschüssigen Wiese vorbei.

3. Station: Schillereiche

An der imposanten Eiche am Fuße der großen Wiese angekommen erklärt Flori, dass der Baum im Jahre 1859 zu Ehren des 100. Geburtstages von Friedrich Schiller am Ende der Schillerstraße gepflanzt wurde. Über die Eichen an sich weiß sie zu berichten, dass sie als Symbol für die Ewigkeit gelten, da das Leben eines Baumes bis zu 30 Menschengenerationen überdauern kann. Lily und Oli erfahren, dass das harte Eichenholz für seine besondere Beständigkeit bekannt ist, die von der eingelagerten Gerbsäure herrührt. Deshalb wurden auch die Stelen für den Naturlehrpfad aus Eichenholz angefertigt.

„Eichen haben ihren Verbreitungsschwerpunkt in der gemäßigten Zone der Nordhalbkugel“, berichtet sie weiter. „Sie gehören in Deutschland nach den Buchen zu den häufigsten Laubbaum-Gattungen.“

„In der Krone einer Eiche sind bis zu 1.000 Insektenarten anzutreffen“, erklärt Bea und dirigiert ihre drei Begleiter zurück zum Turm. „Diese ungewöhnliche Vielfalt, die auf diese Baumart spezialisiert sind, gilt als Indiz für das hohe Entwicklungsgeschichtliche Alter der Eiche.“



Das Johannisfeuer am Fuße des Ferberturms zieht jährlich hunderte Besucher an.

Der Ferberturm bietet bei schönem Wetter freie Sicht bis zum Erzgebirge.

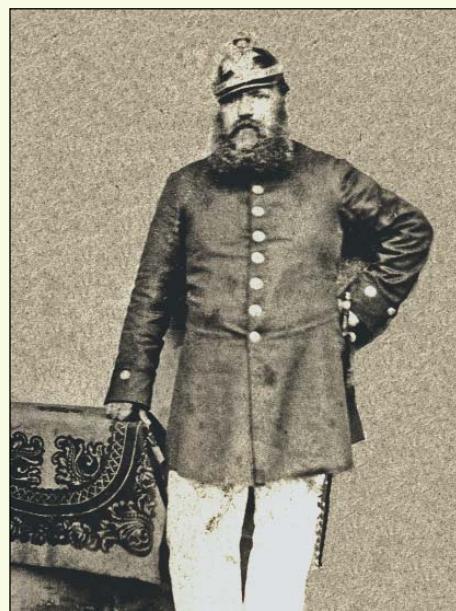




Der Kaufmann und Mineraloge Dr. Moritz Rudolf Ferber ließ den Aussichtsturm errichten, der 1876 in den Besitz der Stadt überging.



Ursprünglich war der Turm mit einem, dem Zeitgeschmack entsprechend als künstliche Ruine ausgeführtem Anbau versehen.



Gottlieb Krieg, der erste Wirt des Ferberturmes, machte sich wegen seines derben, aber gutmütigen Humors als »gröbster Wirt von Gera« einen Namen.

4. Station: Ronneburger Höhe mit Ferberturm

„Der Ferberturm steht auf dem höchsten Punkt des Naturlehrpfades“, sagt Bea. „Man nennt ihn Ronneburger Höhe. Sie beträgt immerhin 304 m über dem Meeresspiegel. Wir werden von da oben einen wunderbaren Blick über die Stadt genießen.“

„Der 21 m hohe Turm wurde in den Jahren 1874/75 von der Handelsfamilie Ferber aus Leumnitzer Zechsteinau-chwacke errichtet“, fährt Flori fort. „und als Stiftung in das Eigentum der Stadt Gera überschrieben. Es lag in der Absicht der Spender, dass jeder den Turm ungehindert

und kostenlos nutzen kann.“

Schnell sind die Vier wieder am Ferberturm angelangt. Während sie die Treppenstufen erklimmen, erzählt Bea weiter: „In der Vergangenheit wurde der Turm wegen seines exponierten Standortes auch als Wetterstation genutzt. Etwa 40 Orte in der Umgebung konnten die Vorhersage für den nächsten Tag von den an einer Fahnensäule hochgezogenen Körben ablesen.“

Es ist klares Wetter. Zum Erstaunen des jungen Ehepaars haben sie eine Aussicht, die bis ins Erzgebirge reicht.

Wieder unten angekommen, wenden sich die Ausflügler nach Süden. Es geht an Gärten vorbei, die Teil des Naturlehrpfades sind.



Biogemüse frisch aus dem naturnahen Garten

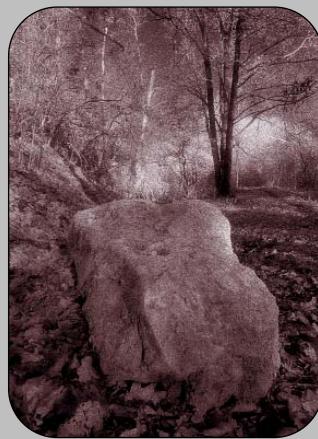
5. Station: Naturnahe Gärten

Der Weg zum Zaunsgraben führt an naturnahen Gärten vorbei. Auch unsere Spaziergänger kommen ins Schwärmen, als sie einen Blick in die kleinen Paradiese werfen. Tanzende Schmetterlinge, duftende Blumenwiesen und tragende Obstbäume – wer würde sich da nicht gern vom Alltag erholen und die Seele baumeln lassen?

„Wer hautnah den Lauf der Jahreszeiten miterlebt, die Knospen im Frühjahr, die farbenfrohen Blüten im Sommer, die reifen Früchte im Herbst, die mit Reif überzogenen Gräser nach den ersten kalten Winternächten, der möchte seinen Garten nicht mehr missen. Naturnahe

Sagenhaftes

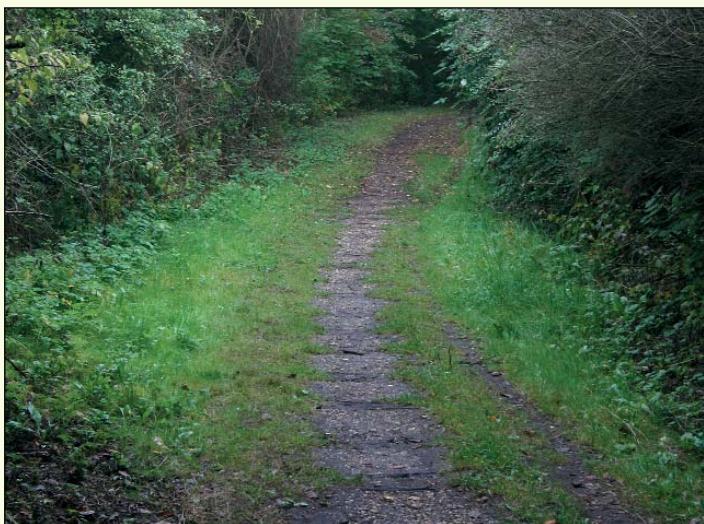
Im Zaufensgraben wollte einst ein Junge einen Geldbeutel, den er unter dem so genannten Geldstein hatte stehen sehen, hervorziehen, und griff danach. Aber er wurde festgehalten und konnte seine Hand nicht wieder zurückziehen. Erst als es Punkt Zwölf schlug, war die Hand von selbst plötzlich wieder frei.



Um zu einem Schatz zu gelangen, der von dem Zaufensgrabener Geldstein bedeckt wird, hatten die Leumnitzer einst 24 Pferde vorgespannt. Der Stein ist aber nicht einen Fingerbreit von seiner Stelle gewichen. Als bei der Anstrengung einer der mit anfassenden Knechte einen übeln Laut von sich gab, rief sogleich eine Stimme: „Schafft mir den Ochsen, von dem dieder Laut kam, weg. Vorher wird der Schatz nicht Euer!“

Gärten sind jedoch nicht nur ein Lebens- und Rückzugsraum für den Menschen“, erklärt Flori. „sondern auch für wildlebende Tiere und Pflanzen.“

„Nicht seine Größe ist wichtig“, bemerkt Bea. „sondern vielmehr seine Artenvielfalt und die untereinander abgestimmten Bestandteile. Sie entscheiden über das Funktionieren eines kleinen Ökosystems. Auf Kräuter, Obst und Gemüse sowie den Blütengenuss muss dabei nicht verzichtet werden. Naturnahes, bewusstes Gärtnern bedeutet nicht mehr, sondern weniger Pflegeaufwand. Durch die Artenvielfalt sind stets genügend natürliche Gegenspieler vorhanden, die so genannte Schädlinge dezimieren. Mit Zwiebeln im Erdbeerbeet vertreibt man zum Beispiel die Schnecken.“



Auf einigen Abschnitten des ehemaligen Bahndamms der Gera-Meuselwitz-Wuitzer-Eisenbahn ist noch zu erkennen, wo die Schwellen lagen.

6. Station: Zaufensgraben

Inzwischen sind die Ausflügler in der Zauberwelt des Zaufensgrabens eingetaucht. Während Flori ihren Schützlingen erklärt, woher der Name »Zaufe« stammt und welche geologischen Besonderheiten das Gebiet besitzt, staunen die Zugezogenen über das herrliche Stück Natur, welches sie sofort zu ihrem Lieblingsplatz und Rückzugsgebiet erklären. Oli macht Fotos und betont, dass die Aufnahme eines uralten bemoosten Weidenstamms, auf dem Erlentriebe ausschlagen, besonders gut über ihr Bett passen wird. Am Ende kommen sie auch noch an einem sagenhaften Stein neben einer Bank vorbei, der aussieht, als sei er aus der Erde gewachsen. Bea erzählt einige Versionen der Geldsteinsagen und ausgelassen suchen die jungen Leute nach Ritzen, in denen noch Geld versteckt sein könnte.

7. Station: Bahndamm der Gera-Meuselwitz-Wuitzer-Eisenbahn

„Was wir hier sehen, ist der Bahndamm der Gera-Meuselwitz-Wuitzer-Eisenbahn (GMWE)“, sagt Bea. „Bis 1969 fuhren hier Reisende vorbei, die von Gera-Pforten in das Altenburger Land wollten. Man sieht noch, wo die Schwellen lagen.“

„Die Bahnlinie war über 31 km lang und verband 68 Jahre das Braunkohlengebiet um Meuselwitz mit der damaligen Industriestadt Gera.“ erklärt Flori weiter. „Die so genannte Kohlebahn versorgte direkt über das städtische Straßenbahnnetz an die 25 Fabriken. Nach einem Unwetter im Jahr 1969 wurde die Strecke durch die Deutsche Reichsbahn stillgelegt. Heute sind von der







Der aufmerksame Wanderer kann sogar noch einzelne Gleis-schrauben entdecken.

baut werden mussten. Ja, und die 31 km lange Fahrt mit den Personenzügen dauerte früher fast zwei Stunden!"

8. Station: Ländliche Siedlungsräume

„Die ländlichen Siedlungsräume waren bis vor wenigen Jahrzehnten von vielfältigen, kleinbäuerlichen Nutzungen geprägt, die auch innerhalb der Dörfer genügend Lebensraum für Pflanzen und Tiere ließen“, hört Oli die tierliebende Bea sagen. „Auf Dachböden, in Ställen und Scheunen fanden zahlreiche wild lebende Tiere Unterschlupf. Selbst die Lehmfachwerke wurden von Insekten bewohnt. Doch diese Unterkünfte sind durch Sanierung und Modernisierung der Gebäude verloren gegangen. Oft wurden Einflugöffnungen aus Unwissenheit oder falsch verstandener Ordnungsliebe verschlossen.“

„Meine Großeltern hatten auch einen Hof“, sagt Lily. „Oma hat alle Tiere, die keine Vögel waren, verjagt. Nur Schwalben mochte sie, andere Tiere wollte sie nicht im Haus haben.“

„Hätte sie denn auch Schleiereulen, Steinkäuze und

Schmalspurbahn nur noch die ehemaligen Bahnhofsgebäude, beispielsweise in Gera-Pforten oder in Leumnitz, sowie Schwellenreste im Verlauf der Strecke übrig.“

„Davon habe ich gehört“, sagt Oli, der sich damit als Bahnliebhaber outet. „Die GMWE hatte eine Kuriosität – einen Schienenbus, für den spezielle Wendeanlagen gebaut werden mussten. Ja, und die 31 km lange Fahrt mit den Personenzügen dauerte früher fast zwei Stunden!“

Fledermäuse geduldet?“, fragt Bea.

„Das bezweifle ich“, antwortet die junge Frau. „Sie war sehr abergläubig.“

„Das waren viele“, sagt Bea. „Deshalb stehen diese Tiere auch auf den aktuellen Roten Listen der gefährdeten Arten.“

„Ähnlich erging es auch vielen Pflanzenarten“, weiß Flori zu verkünden. „Früher störte es kaum jemanden, wenn an unbefestigten Wegen Wildkräuter wuchsen oder sich die Ackerwinde an den Holzzäunen emporrankte. Heute suchen wir oft vergeblich danach. Nur war es nicht Aberglau-be, sondern falsch verstandener Ordnungssinn, der die Wildkräuter verbannte.“

Fast ein ganzer Kilometer trennt die Ausflügler von der nächsten Station. Unterwegs erklärt Flori, was sie dort erwartet.



Die Wilde Karde kann Wuchs-höhen von bis zu 1,50 Meter erreichen. Nach Regen sammelt sich in den Trichtern der Stängel-blätter das Wasser, das Vögeln zum Durst stillen dienen kann.



Attraktiv aber giftig – der Karbolegerling

WISSENSWERTES

Vom Botanischen Garten aus führt Sie der Naturlehrpfad Gera-Süd mit einer Länge von etwa 12,4 km über die Ronneburger Höhe durch den Zaufensgraben zum reizvollen Gessental. Nach einem Rundkurs um Collis können Sie über die Lasur den Artenschutzturm in Gera-Pforten erreichen. Sie erkunden dabei ein Gebiet, in dem sich aufgrund der geologischen Ausgangsbedingungen und der Nutzung durch den Menschen ein Mosaik aus verschiedenartigen Biotopen entwickeln konnte. So brachten Untersuchungen zahlreiche naturkundliche Kleinode an das Tageslicht. Die wenigen Quadratkilometer weisen über 30 verschiedene Lebensraumtypen auf. Des Weiteren wurden über 470 Pflanzenarten, mehr als 400 Schmetterlings- und 550 Käferarten sowie über 80 Vogelarten mit Brutnachweisen erfasst.

9. Station: Feldraine und Wegränder

Als die jungen Leute an der Lehrtafel angelangt sind, haben Lily und Oli längst erfahren, dass Feldraine und Wegränder von den Landwirten im wahrsten Sinne des Wortes an den Rand gedrängt oder ganz beseitigt werden, um die nutzbare Ackerfläche ständig zu vergrößern.

Diese »Randstreifen« sind jedoch wichtig für wild lebende Pflanzen und Tiere. Sind die Feldraine und Wegränder naturlässig und ausreichend dimensioniert, erhöht sich die Attraktivität der Landschaft. Es gilt daher, die Wegränder unter anderem durch Pflanzungen vor Beeinträchtigungen durch die Landwirtschaft zu schützen. Immer mehr Eigentümer eines Feldes können jedoch überzeugt werden, einen aktiven Beitrag zur Belebung der Landschaft zu leisten. Manch einer pflanzt und pflegt beispielsweise einen Grenzbaum.

Selbst Brennesseln und Disteln am Wegesrand sind Lebenselixiere für viele Tagfalter. Das junge Paar muss sich eingestehen, dass es über diese Dinge noch nie ernsthaft nachgedacht hat.

10. Station: Trockenwälder

Die Felder hören auf. Ins Sichtfeld rückt der Wald, genauer gesagt – der urwüchsige natürliche Trockenwald, der vor allem auf flachgründigen, südexponierten und daher warmen Steilhängen wächst.

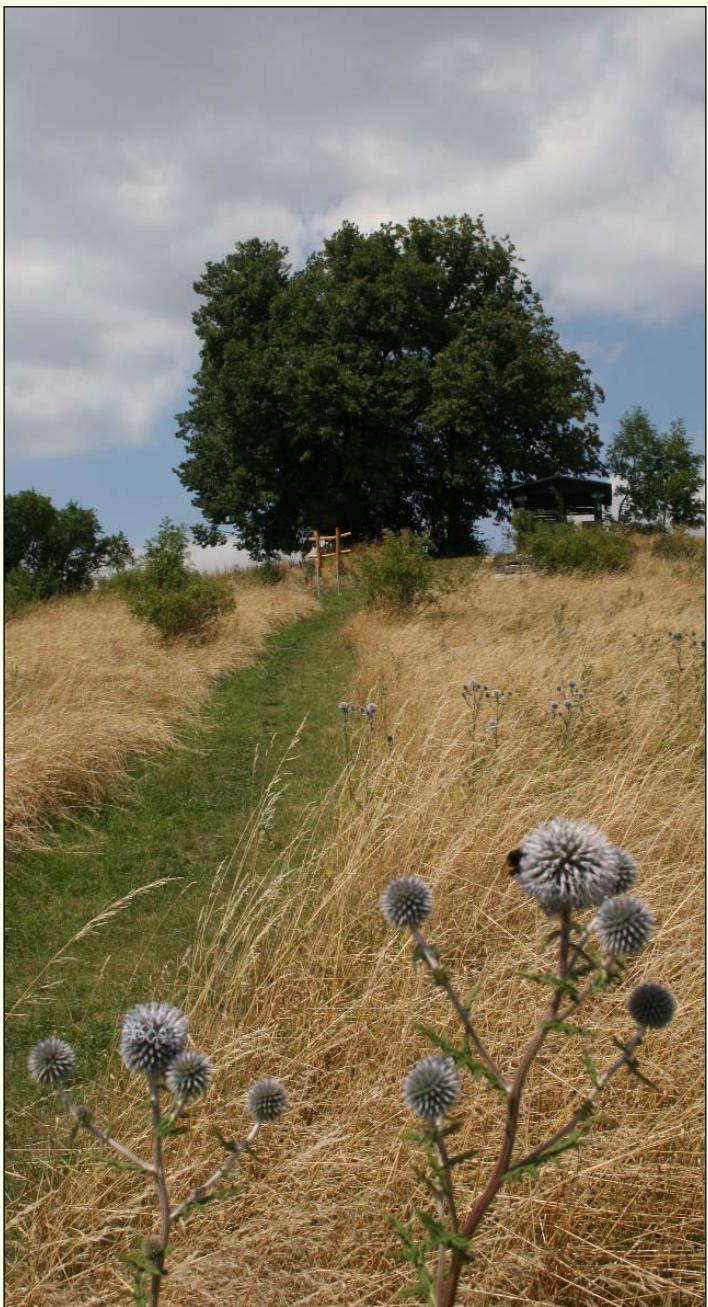
Der Naturlehrpfad folgt dem Waldrand in einem spitzen Bogen, so dass die Passanten Einblicke in diesen besonderen Lebensraum erhalten.

Flori bleibt stehen und während ihr Blick in eine Schlucht schweift, sagt sie: „Die extremen Standortverhältnisse verhindern, dass die Bäume trotz ihres teils hohen Alters zu groß und stark werden. Der meist von Eichen dominierte Baumbestand hat Lücken und lässt viel Licht in das Innere des Waldes, so dass sich eine artenreiche Krautschicht etablieren kann.“

„Für die Tiere ist der Waldrand von besonderer Bedeutung“, erzählt Bea. „Hier in der Saumvegetation und dem Mikroklima leben Arten, die sowohl auf den Wald als auch auf die offene Landschaft angewiesen sind. Hört ihr den Mittelspecht?“



So unscheinbar Wegränder und Feldraine auch wirken, diese Biotope haben in Deutschland eine Länge von etwa 325.000 km und würden damit mehr als 8 mal um den Äquator reichen.



Aufstieg zum Colliser Hügelgrab. Das Grab liegt fast 300 m über dem Meeresspiegel in den so genannten »Colliser Alpen«.

Ihre drei Begleiter lauschen und blicken in den Wald. Und tatsächlich werden sie Zeugen, wie ein Vogel bis zu 20 mal pro Sekunde auf das harte Holz einer Eiche einhämmert.

„Dass der keine Kopfschmerzen bekommt?“, sagt Lily. „Der Specht hat einen kerzengeraden Schnabel, der unterhalb des Gehirns liegt“, erklärt Bea lächelnd. „so dass die Schläge am Gehirn vorbei geleitet werden. Vor allem aber seine federnde Verbindung vom Schnabel zum Schädel wirkt wie ein Stoßdämpfer.“

11. Station: Collis und das Hügelgrab

Beim Weitergehen berichten Bea und Flori von der Frühzeit der menschlichen Besiedlung dieser Gegend. Sie erklären ihren Schützlingen, welch langer Weg es vom Jäger und Sammler zum sesshaften Menschen war und dass die Region um das Gessental besiedelt wurde, als sich Menschen der Jungsteinzeit dauerhaft niederließen, um Ackerbau und Viehzucht zu betreiben. Auf den fruchtbaren Lössböden wurden Einkorn, Hirse und Flachs angebaut, die zur Ernte mit Sicheln aus Feuersteinklingen abgeschnitten wurden. Mit größeren Geräten wie Beil und Steinhammer wurden Bäume gefällt und Holz bearbeitet.

„Die Toten wurden vor etwa 4.500 Jahren oft in Hügelgräbern an markanten Geländepunkten wie hier bestattet“, sagt Bea und zeigt auf die Stelle der steinzeitlichen Grabstätte, die plötzlich vor ihnen auftaucht. „In die Grabgrube kamen neben den Gebeinen auch Speisen als Wegzehrung sowie Werkzeuge und Gefäße. Über dem Grab wurden Wälle aus Feldlesesteinen gelegt und anschließend ein mächtiger Erdhügel aufgeschüttet.“

„1875 gab es Keramikfunde aus dem Colliser Hügelgrab“, sagt Flori. „Sie wurden wissenschaftlich untersucht und lagern heute im Magazin des Stadtmuseums Gera. Seit 1952 steht das Hügelgrab als Bodendenkmal unter Schutz. Wusstet ihr übrigens, dass Collis im Lateinischen für Hügel steht?“

12. Station: Halbtrockenrasen

Ebenen Wege geht es weiter. In 200 m Entfernung liegen Wiesen.

Gemächlich wandern die jungen Leute an sanften Hängen mit Halbtrockenrasen vorbei. Bea und Flori erläutern das Biotop. Ursprünglich an gerodeten Waldstandorten entstanden, waren die Hänge wegen ihrer Nährstoffarmut für eine Ackernutzung meist nicht geeignet und wurden mit Schafen oder Ziegen beweidet. Auf den Böden, die sich wegen ihrer Lage und der fehlenden Beschattung schnell erwärmen und austrock-



Die zerbrechliche Zartheit der Blüten der Glockenblumen sowie ihre blaue Farbe haben zu allen Zeiten Dichter und Erzähler inspiriert. In vielen Mythen werden Feen und Elfen mit den Blütenglocken als Kopfbedeckung dargestellt.



Mit bis zu über 450 Pflanzenarten gehören Halbtrockenrasen zu den blütenreichsten Flächen in Deutschland. Auf einem normalen Rasen sind dagegen maximal etwa 50 Arten zu finden.

nen, konnten sich licht- und wärmeliebende Pflanzen ansiedeln. Die regelmäßige Beweidung sorgte für ihre Offenhaltung.

„Hier also muss der Mensch eingreifen“, stellt Lily fest. „Wenn die Beweidung ausbleibt, wandern hochwüchsige Pflanzen ein und verdrängen die für einen Halbtrockenrasen typischen Arten.“

„Richtig“, freut sich Bea zu hören. „Um diesen wertvollen Biotoptyp erhalten zu können, ist eine kontinuierliche Bewirtschaftung oder Pflege notwendig.“

13. Station: Schluchtwald

Wildromantisch und urwaldartig geht es weiter. Vor unseren Ausflüglern liegt ein Schluchtwald.

„Der Schluchtwald gehört in der Regel zu den vom Menschen am wenigsten beeinflussten Refugien“, sagt Flori. „Eine künstliche Beforstung lassen die felsigen Steilhänge einfach nicht zu. In den meisten Fällen beschränkt sich die Nutzung auf sparsame Brennholzentnahme.“

„Dadurch konnten sich natürliche Pflanzen- und Tiergesellschaften auf lange Zeiträume erhalten“, ergänzt Bea. „Aber dieser wertvolle Lebensraumtyp ist stark gefährdet. Illegale Ablagerung von Müll, Oberflächenerosion und Nährstoffeinträge aus den oberhalb angrenzenden Ackerflächen sowie durch Schadstoffeinträge aus der Luft machen dem Schluchtwald außerordentlich zu schaffen. Gerade hier in Thüringen kommen bundesweit bedeutsame und gut ausgeprägte Schluchtwälder vor.“

14. Station: Stehende Gewässer

Die Ausflügler marschieren in Richtung Thränitz, während Bea erklärt, dass der Ort 440 Einwohner hat, 1238 erstmalig urkundlich erwähnt und 1994 nach Gera eingemeindet wurde.

„Was bietet uns denn das Dorf?“, fragt Oli und wird von seiner Frau korrigiert.

„Das ist ein Ortsteil von Gera“, sagt sie. „Und ich weiß, was jetzt kommt. Es geht um stehende Gewässer und ih-



Die Wegwarte öffnet ihre Blüten nur bei hellem Sonnenschein. Um auf den bedrohten Lebensraum der alten Kulturpflanze aufmerksam machen, wurde die Wegwarte zur »Blume des Jahres 2009« gewählt. Übrigens soll eine Wegwarte unter dem Kopfkissen der Jungfrau im Traum den zukünftigen Ehemann erscheinen lassen.

re Bedeutung für die gesamte Tier- und Pflanzenwelt und das Grundwasserreservoir.“

„Diese naturnahen Kleingewässer bieten Arten und Lebensgemeinschaften wertvollen Lebensraum und bereichern so die Landschaft. Dabei ist es unerheblich, ob ein Gewässer natürlichen Ursprungs ist oder – wie bei den Teichen – durch den Eingriff des Menschen entstanden ist.“ Flori schaut einem herbstlichen Blatt hinterher, das auf dem Weiher treibt. „Naturnahe und ökologisch wertvolle Kleingewässer sind oft reichhaltig ausgestattet. Hier finden sich mannshohe Rohrkolben und Schilf, Teichrosen und Schwertlilien sowie verschiedene Blumen und Gräser im Wechsel der Jahreszeiten.“

„Seht ihr die Flugmanöver der Libellen?“, fragt Bea und zeigt begeistert auf zwei farbenfrohe lebende Hubschrauber. „Und hört, wie die Insekten zirpen, freilich ist das Quaken der Frösche jetzt lauter. Ach, jetzt sind auch Wasservögel zu hören. Und seht ihr die Wasserläufer über die Teichoberfläche flitzen?“ Nach diesem Begeisterungsausbruch sagt sie ernst: „Doch diese Vielfalt ist vor allem durch Schadstoff- und Nährstoffeinträge sowie Fischbesatz gefährdet.“

15. Station: Biotopverbund

Nach 500 m ist die kleine Gruppe an der nächsten Station angelangt. „Hier“, sagt Flori, „wird ein ernstes Thema angesprochen. So unglaublich es klingt, aber der größte Teil unserer heimischen Tier- und Pflanzenarten lebt zurückgedrängt in isolierten Restlebensräumen, die wie Inseln in einem Meer von intensiv genutzten Flächen liegen, wie es die großen Äcker und menschliche Siedlungen sind. Die Landschaft wird von Straßen und Bahnlinien zerschnitten, so dass nur einzelne und immer kleiner werdende Lebensräume verbleiben.“

„Alle Arten benötigen ein Minimum an Lebensraum, die in den Agrarlandschaften meist unterschritten wird“, beklagt Bea. „Bei einer Feldgrillen-Gemeinschaft sind dies mindestens 3 ha trockenes Grünland, der Heckenvogel wie die Goldammer benötigt ein gehölzreiches Areal von 10 ha zum Überleben.“

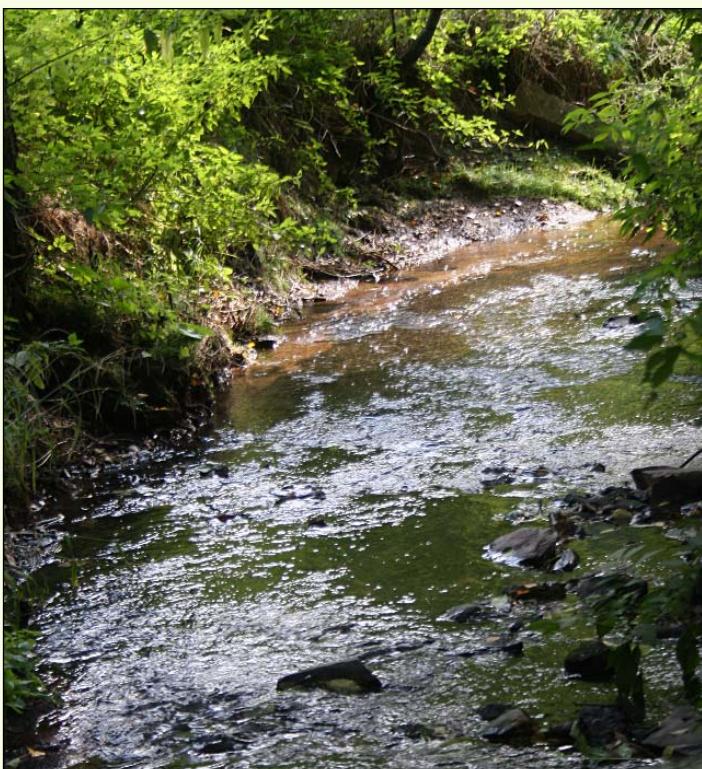
„Man kann doch Hecken und Baumreihen anlegen“, schlägt Oli vor. „um den Arten einen ausreichenden Aktionsradius anzubieten und Ausbreitungsmöglichkeiten zu schaffen.“

„Und man kann Gras- und Krautstreifen belassen“, überlegt Lily. „oder Feldgehölze und einzelne Bäume als Verbindung zwischen den Inseln.“

16. Station: Auengrünland

Der Wanderweg führt durchs Gessental am Lapidarium vorbei, einer Sammlung von historischen Grenzsteinen der ehemaligen benachbarten Fürstentümer. Es geht zum saftigen Auengrünland.

„In jedem Frühjahr liegt es unter Wasser“, weiß Flori zu berichten. „Das Grünland der naturnahen Bach- und Flusslandschaften ist durch Grundwasserstandsschwankungen gekennzeichnet. Überflutungen sorgen für eine natürliche Düngung und ein üppiges Nährstoffangebot. Dabei bildet sich ein Artenreichtum heraus, der maßgeblich durch die Nutzung mitbestimmt wird. Auf Wiesen wird Heu geerntet. Bei häufiger Mahd werden sie von niedrigen Gräsern und Kräutern wie Löwenzahn und Gundermann beherrscht. Wenig gemähte Wiesen sind dagegen reich an hochwüchsigen Gräsern und hohen Stauden.“



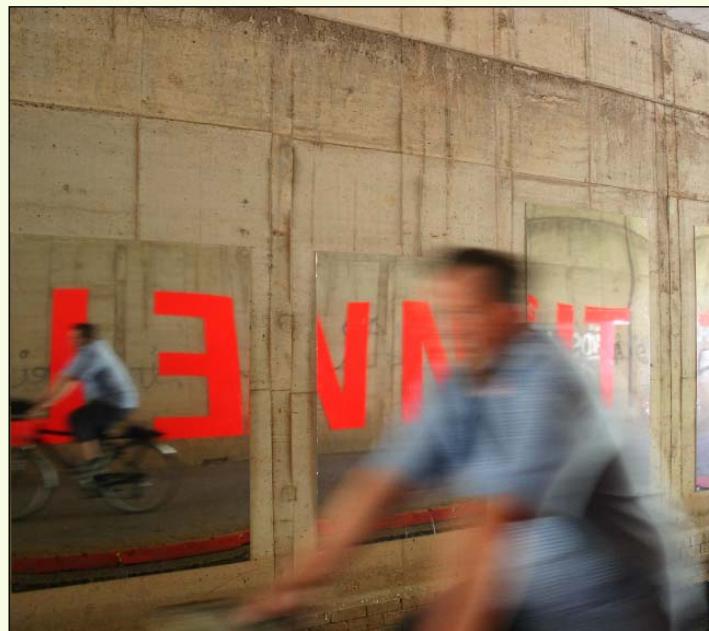
Der Gessenbach schlängelt sich von Ronneburg nach Gera zwischen feuchten Wiesen, Hochstaudenfluren, Schwarzerlen, Eschen und Kopfweiden hindurch.

17. Station: Naturnahe Fließgewässer

Am naturbelassenen Gessenbach, der sich in ca. 12 km Länge von Ronneburg in Richtung Gera windet, erfahren Lily und Oli, dass die Strömung naturnaher Bäche durch einen steten Wechsel von schnell strömenden, turbulenten Abschnitten und langsamer fließenden Bereichen charakterisiert ist. Dass sich dies direkt auf die Uferformen und die Gewässersohle auswirkt, haben sie noch nicht gewusst.

„Die kleinräumig wechselnden Lebensbedingungen ermöglichen es vielen Tier- und Pflanzenarten sich anzusiedeln“, sagt Bea. „Im Gegensatz dazu bieten schnell fließende ausgebauten Gewässer kaum Lebensräume, so dass sie artenarm sind.“

Der Weg führt die jungen Leute nach Collis. Es geht durch eine Unterführung hindurch, in deren Inneren eine interessante Kunstinstallation der Geraer Designerin Angelika Schütt zu Gedankenspielen einlädt. Auf einer Seite der Wand ist in großen Buchstaben der Begriff ZEIT-TUNNEL angebracht, der von Spiegeln auf der gegenüberliegenden Wand zurückgeworfen wird.



Der »Zeit-Tunnel« von Angelika Schütt entstand ursprünglich als Kunstprojekt zur BUGA 2007.

Städtischen Museums im Jahr 1882.

Der Kaufmann Robert Eisel widmete sich der Geologie sowie der Heimat- und Sagenforschung. 1853 war er Mitbegründer des Naturwissenschaftlichen Vereins Gera und später erster Leiter des Städtischen Museums.“

Ein Pfeil nach rechts weist auf einen geologischen Aufschluss hin. Oli stapft durch das halbhöhe Gras, um ihn sich anzusehen. Die Mädchen folgen ihm und bereuen es nicht. Eine Wand aus deutlich sichtbaren Zechsteinschichten erwartet ihre Besucher.

An malerischen Weiden mit grasenden Pferden und idyllischen Baumgruppen vorbei wandern die jungen Leute weiter, bis sie auf die Collismühle treffen.

„Mit der landwirtschaftlichen Nutzung des Gessental und seiner angrenzenden Hochflächen entstand ein weiterer Wirtschaftszweig“, sagt Bea. „Entlang des Gessenbachs und eines Nebenbachs, dem Kleinen Gessenbach, wurden schon seit dem 15. Jahrhundert bis in die 1950er Jahre 7 Wassermühlen betrieben. Hier konnte das Getreide der umliegenden Bauernhöfe gemahlen werden. Abhängig waren die Wassermühlen von der ausreichenden Wasserführung des Gessenbachs.“



Der Seydel-Eisel-Stein wurde am 23.9.1935, dem 50. Todestag von Johann Christian Seydel, ursprünglich nahe des Bahnhaltelpunktes Kaimberg eingeweiht. 70 Jahre später, also 2005, bekam dieser Gedenkstein seinen heutigen Standort am neuen Naturlehrpfad.

18. Station: Gessental bis zum Seydel-Eisel-Stein

Kurz hinter der Unterführung steht an der rechten Seite des Weges der Seydel-Eisel-Gedenkstein, ein Braunkohlenquarzit mit einer Bronzeplatte, der den beiden Geraer Naturforschern gewidmet ist.

„Der Schönfärbermeister Johann Christian Seydel war ein Natur- und Heimatfreund“, sagt Bea. „und stiftete seine umfassende geologische Sammlung seiner Heimatstadt. Dies war die Basis für die Gründung des Geraer



Unverhoffte Begegnung der Zweiten Art







In Thüringen genießen alle Kopfbäume gesetzlichen Schutz und dürfen nicht gefällt werden. Zu ihrem Erhalt müssen diese Bäume regelmäßig geschnitten werden. Sie können bis zu 250 Jahre alt werden.

19. Station: Kopfbäume

Über weite Strecken säumen Kopfbäume den Lauf des Gessenbaches. Weiden sind nicht nur schön anzusehen und haben Dichter wie Goethe inspiriert, sondern die vielseitige Verwendbarkeit ihrer Ruten, des Holzes und des kräftigen Stammes haben sie in wasserreichen, waldarmen Regionen für Mensch und Tier unentbehrlich gemacht.

Von Bea erfährt das Ehepaar, dass Weidenruten nicht nur zum Flechten, sondern auf Grund ihrer heilenden Inhaltsstoffe auch zum Füttern der Haustiere verwendet werden können. Für wild lebende Tiere sind Kopfbäume, die einen intakten Stamm haben, als Lebens- und Vermehrungsstätte unübertroffen.

Seite 82/83:
Reiterhöfe bieten im Gessental den interessierten Touristen Ausflüge zu Pferd in die wundervolle Landschaft.

20. Station: Felsbildungen

Unsere Wanderer schlendern durch Collis. Ein ländlicher Hofladen und ein attraktiver Bauerngarten lenken ihre Blicke auf sich. Die Bewohner sind es gewohnt, dass sich Besucher in ihrem Ort umsehen. Sie lassen sich Zeit und bewundern auch die blumengeschmückten Fassaden der hübschen Häuser. Das letzte Drittel der Strecke von vier Kilometern bis zum Pfortener Gut liegt vor ihnen.

Bald stehen sie vor einem beeindruckenden felsigen Berg, dessen Steinmassive größtenteils von Bäumen verdeckt werden.

„Sagt bloß, wir müssen da hinauf?“, fragt Oli und zeigt auf einen steilen Fußweg, der im Wald verschwindet.

„Nein, nicht unbedingt“, beruhigt ihn Bea. „Wir waren schon dort oben – am Hügelgrab. Nur von hier unten haben wir die Colliser Alpen noch nicht gesehen. Auf halber Höhe steht zwar die Lehrtafel zu den natürlichen Felsbildungen, aber diese Infos könnt ihr auch von uns haben.“

„In Ostthüringen kommen Felsen nur selten in großer Ausdehnung vor“, sagt Flori. „Es sind extreme Lebensräume und jeder ist auf seine Art einzigartig. Die Ge steinsart, das Alter und die Verwitterung, die geografische Lage, die Sonneneinstrahlung und die Pflanzen des Umfeldes bestimmen die individuelle Besiedlung der Felswände mit Flechten, Moosen, Gräsern und Kräutern, sogar einzelne Gehölze können sich auf Felsen, in Spalten und Nischen ansiedeln, wie Ihr hier seht.“

„Die Colliser Alpen, insbesondere die nach Süden geneigten Steilhänge des Rotliegenden, sind durch natürliche Erosion entstanden“, sagt Bea. „Sie sind von vielen Wasserrinnen durchfurcht, karg mit Trockenrasenvegetation und vereinzelten Trockenheit ertragenden Sträuchern, wie Besenginster, bewachsen. Typische Tierarten sind unter anderem die wärmeliebende, unglaublich flinke Zauneldechse und der Hausrotschwanz.“

Und als ob er es gehört hätte, fliegt ein Rotschwänzchen auf einen Ast und demonstriert den Betrachtern sein charakteristisches Schwanzzittern.



Das Gebäude der Collismühle ist das letzte noch erhaltene von ehemals sieben Mühlen im Gessental. Bereits 1495 ist sie in einem Lehnbrief nachgewiesen. Bis zu einem Brand 1867 diente sie vor allem als Mahl- und Schneidemühle. Danach war sie bis 1953 eine beliebte Ausflugsgaststätte. Seit der Schließung 1953 dient das Gebäude nur noch für Gewerbe und Wohnen.



Neben der früheren Collismühle beeindruckt eine mächtige Gemeine Rosskastanie. Diese Baumart kam im 18. Jahrhundert aus Griechenland hierher. Sie gelangte mit den Osmanen, die sie als Pferdefutter nutzten, nach Mitteleuropa.

21. Station: Naturnahe Wälder

Ein gutes Stück südwestlich liegt die nächste Station. Sie gehört bereits zur Lasur.

Die jungen Leute marschieren in Richtung Lasur, vorbei an Maisfeldern und Weiden, auf denen herrliche Pferde grasen. In der Ferne stehen Wälder, die etwas besonderes sind. Flori erklärt warum: „Es sind naturnahe Wälder“, sagt sie. „Diese zeichnen sich durch besonders artenreiche Lebensgemeinschaften aus. Das betrifft neben dem Baumbestand auch die Strauch- und die Krautschicht sowie die Tierwelt, wobei sich das Leben der größten Waldbewohner, der Säugetiere, meist im Verborgenen abspielt. Zu den typischen Baumarten zählen Buche, Esche, Ahorn, Hainbuche und Eiche. Vor dem Laubaustrieb nutzen die Frühblüher das auf den Waldboden fallende Licht, während im Sommer unauffällige, schattenliebende Pflanzen die Krautschicht dominieren. Sträucher etablieren sich in lichten Bereichen oder bilden als Waldsaum den Übergang zur offenen Landschaft.“

Während des Marsches meldet sich Bea zu Wort: „Die Holznutzung beschränkt sich in diesen Wäldern auf die Entnahme einzelner Stämme. Daraus resultiert ein hoher Alt- und Totholzanteil, der spezialisierten Arten wie Spechten, Eulen, Fledermäusen und unzähligen Käfern Lebensraum bietet.“

„Ohne den Einfluss des Menschen“, fährt Flori fort, „wären 90 % der Fläche Mitteleuropas mit Wald bedeckt. Auf den meisten Standorten würden sich – wenn der Mensch die Bewirtschaftung einstellt – langfristig wieder naturnahe Wälder entwickeln.“



Die durchschnittliche Höhe der Lasur liegt 80 Meter über dem Spiegel der Elster. Der Höhenrücken senkt sich von Kaimberg aus zunächst schwach, dann sehr steil gegen die Elsteraue, so dass man einen eindrucksvollen Blick über Zwötzen und Lusan hat.

22. Station: Trockengebüsch

Vor einer Lehrtafel inmitten eines Gebietes aus Hecken und Büschen bleiben die Ausflügler stehen und lesen den Text.

Es sind Informationen über die charakteristischen Vogelarten der Trockengebüsche – Grasmücke und Neuntöter, über Tiere also, die sich auf Flächen mit flachgründigen Böden in sonnenexponierter Lage entwickeln. Die Leser erfahren, dass sich selbst überlassende felsige Hänge oder Steinbrüche zu Siedelgebieten für wärmebedürftige Gehölze mit einem hohen Anteil an dornenbewehrten Sträuchern wie Weißdorn, Schlehe und Hundrose entwickeln, die ihre Bewohner vor Räubern aus der Luft und vom Boden schützt. Sie bieten eine sichere Ansitzwarte, einen idealen Brutplatz und Früchte als wertvolle Nahrung.

Interessant dabei ist, dass das Wort Grasmücke aus

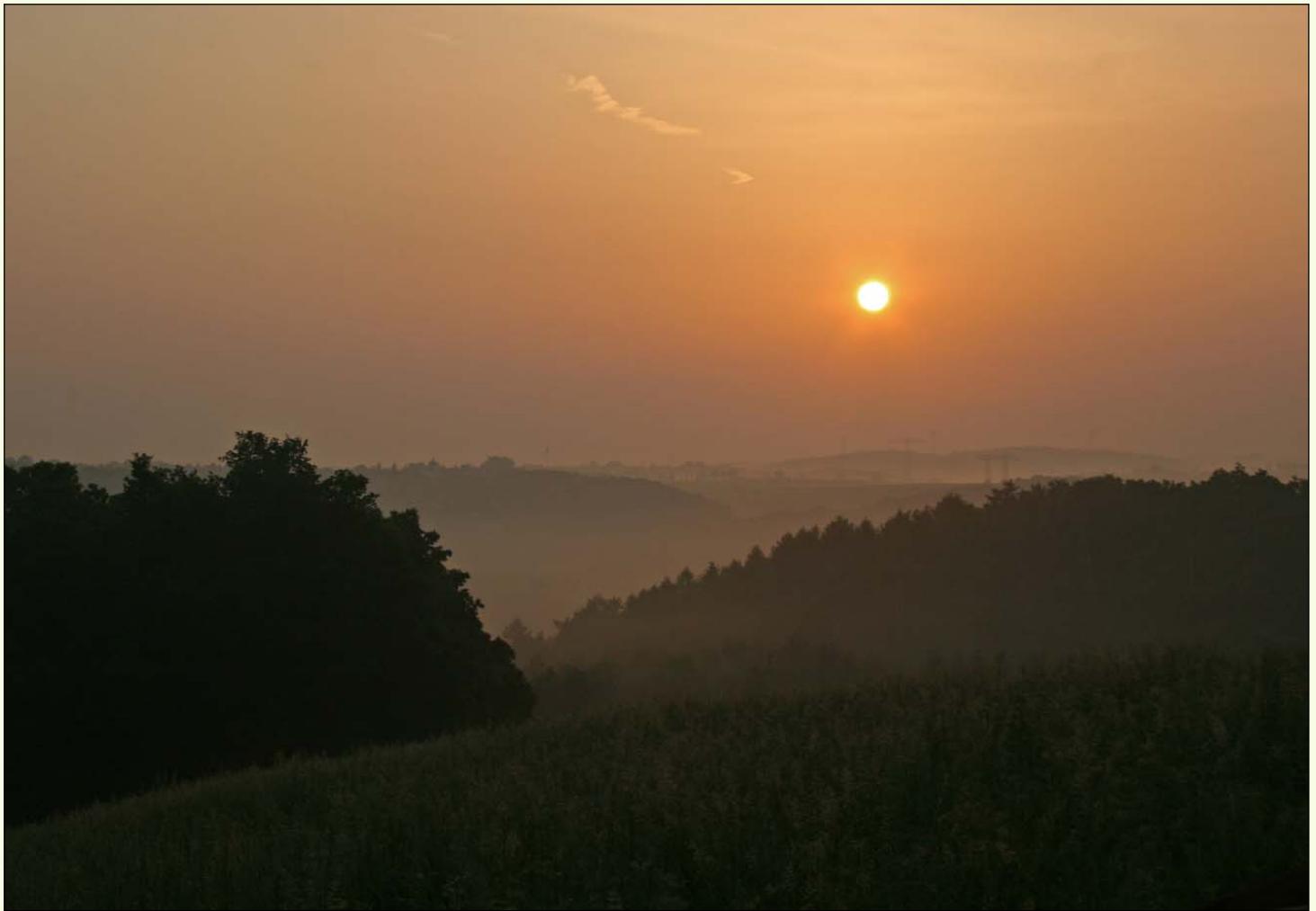
dem Althochdeutschen stammt und für Grau-Schlüpfer steht. Die graubraunen Vögel schlüpfen geschickt durch niedrige Dickichte. Der Neuntöter spielt seine Beute, die aus Insekten und kleinen Eidechsen und gelegentlich Jungvögeln besteht, als Vorrat an den Dornen der Gehölze auf, um sie später stückchenweise abzupflücken.

23. Station: Pingen

Zweihundert Meter entfernt steht ein kleines Laubwäldchen.

„Wisst ihr, was eine Pinge ist?“, fragt Bea ihre Begleiter und steuert darauf zu.

„Natürlich“, antworten die jungen Leute und verlassen das Buschgebiet. Schon stehen sie an einer Fläche mit unregelmäßigen Vertiefungen und Aufhügelungen, die inzwischen mit Birken bewachsen sind.



Morgenstimmung auf der Lasur

„Es handelt sich hier um eine einfache Form des mittelalterlichen Bergbaus“, sagt Oli.

„Im ursprünglichen Sinne geht das Wort Pinge auf die Tätigkeit des Pingens, das Aufschürfen zurück“, ergänzt Lily. „An dieser Stelle wurde in flachen Abgrabungen ohne Abstützungen nach dem oberflächennahen Kupferschiefer geschürft.“

„Dieser entstand am Ende des Erdaltertums als Zwischenschicht im Zechstein“, übernimmt Oli wieder das Ruder. „Hatten die Bergleute die dünne erzhaltige Schicht aus dem Untergrund entnommen, legten sie daneben eine weitere Grube an. Nicht verwertbare Gesteine und der Bodenaushub wurden einfach an den Rändern der Gruben aufgeworfen. Entsprechend den Vorkommen des Kupferschiefers entstanden so auf der Lasurhochebene ganze Pingenzüge.“

„Durch die Umschichtungen beim Bergbau bestehen die Pingen nicht aus natürlich gewachsenem Boden“,

schließt Lily ab. „Daher unterscheidet sich auch ihr Bewuchs von dem der Umgebung.“

„Alle Achtung“, staunen die Mädchen und schlendern in Richtung Trockenrasen.

24. Station: Trockenrasen

Dieser ist auf dem ersten Blick nur karg bewachsen. Und doch gilt er als Standort mehrerer seltener Pflanzenarten, die sonst von konkurrenzstarken Arten verdrängt werden.

„Neben einigen Orchideen sind beispielsweise der Steppen-Bergfenchel, Thymian, Mauerpeffer und Salbei zu finden“, sagt Flori.

„Im Frühjahr locken Kuhschellen, später Sonnenröschen und Glockenblumen mit ihren auffälligen Blüten Bienen, Hummeln und Schmetterlinge an“, fährt Bea fort.



Die durch Schürfen bei früherer Bergbautätigkeit geformten Boden-trichter, die Pingen, findet man auch auf der Südseite der Lasur.



Am Staffelsteinbruch an der Nordseite des Lasurberges lässt sich anschaulich die Grenze zwischen dem Rotliegenden und dem Zechstein ermitteln.



Im Gegensatz zur modernen Obstplantage, bei der die Bäume einheitlich in Reihen gepflanzt werden, ist in Streuobstwiesen der Baum stets als Individuum in Form und Farbe erlebbar.

„Und im Herbst sorgen Golddisteln, Franzenenzian und Bergastern für fröhliche Farbtupfer“, ergänzt Flori.

„An den steilen und mageren Hängen der Flusstäler blieb oft nur die extensive Beweidung mit Schafen übrig, die die weniger ertragreichen Pflanzen noch verwerten können. Damit sind diese Flächen Zeugen einer jahrhundertealten Wirtschaftsweise, die zwingend erforderlich ist, um diese Lebensräume zu erhalten. Andernfalls würden sie allmählich verbuschen“, beendet Bea ihre Ausführungen.

Eine wunderbare Aussicht ins Elstertal bietet sich den Betrachtern. Begleitet wird der grandiose Blick vom Gezirpe der Heuschrecken. An einer Lehrtafel erfahren die Wanderer die unterschiedlichsten Namen, die diese Tiere von den Thüringern bekommen haben. Sie reichen vom Heupferd (im Osten) über den Grashauer (um Erfurt) bis hin zum Heuhopser (im Süden).

25. Station: Streuobstwiese

Nach weiteren zweihundert Metern kommen die Mädchen und der junge Mann an der Streuobstwiese vorbei. Die Abgrenzung zwischen dem Pfad und dem Biotop signalisiert den Wanderern, dieses Gebiet nicht zu betreten.

„Das ist Zucht und Unordnung im wahrsten Sinne des Wortes“, sagt Flori. „Gegensätzlicher geht es kaum: Streuobstwiesen mit ihren hochstämmigen, robusten Obstbäumen sind ein Kunstprodukt und doch heute von größter ökologischer Bedeutung, denn kaum ein Biotop verfügt über eine vergleichbare Artenvielfalt: Bis zu 3.000 Tier- und Pflanzenarten konnten in alten Obstwiesen nachgewiesen werden.“

„Werden die Bäume und ihre Umgebung sich selbst überlassen“, meint Bea. „so bietet die alljährliche Obstblüte sowie die extensiv genutzten Wiesen im Unterwuchs Nahrung für Bienen, Hummeln und Wespen, das Fallobst zieht zudem Insekten, Vögel und Kleinsäuger an. In den Höhlen alter Bäume finden Haselmaus, SIEbenschläfer und viele Vogelarten Nistmöglichkeiten.“

„Habt ihr gewusst, dass der Apfel aus Westasien kommt?“, fragt Flori. Die Beiden schütteln den Kopf. „In Deutschland waren Mitte des 19. Jahrhunderts etwa 2.000 Apfelsorten bekannt. Heute gibt es nur noch etwa 30 bis 40 Sorten.“

26. Station: Staffelsteinbruch

„Jetzt haben wir noch einen reichlichen Kilometer bis zur letzten Station der Lasur vor uns“, sagt Bea.

„Ich wette, das ist der Staffelsteinbruch“, meldet sich Oli zu Wort.

Erstaunt sehen ihn die Mädchen an, aber seine Lily

sagt gelassen: „Das hat nichts zu bedeuten. Der will bei euch nur Eindruck schinden. Ich weiß auch, wo das ist. Wir gehen den Nordhang der Lasur hinunter und kommen direkt an der Bahnverbindung Gera-Ronneburg heraus. Dann sind wir am Zechsteinstaffelbruch. Diesen Zungenbrecher fehlerfrei aufzusagen hat sich Oli nämlich nicht getraut.“

„Dafür weiß Oli, dass es sich um ein eindrucksvolles Beispiel der erdgeschichtlichen Entwicklung in unserem Gebiet handelt“, sagt dieser. „Seit dem 29. Dezember 1982 steht es als Flächennaturdenkmal und Geotop unter besonderem Schutz. Vor über 260 Millionen Jahren wurde Mitteleuropa von einem Zechsteinmeer überschwemmt.

Dieses Ereignis ist heute in der Schichtenfolge der Steinswand nachvollziehbar, da um 1900 mit einem Steinbruch die Grenze zwischen dem Rotliegenden und dem Zechstein freigelegt wurde.“ Und während die jungen Wanderer nach unten kraxeln, fährt Oli mit seinem Vortrag fort. „Unter der hellgrauen Schicht aus Dolomitgestein, das vom Zechsteinmeer abgelagert wurde, ist eine rötliche, teils schon ausgebliebene Geröllschicht zu erkennen, die von einem ehemaligen Faltengebirge stammt.“

Am Fuße des Nordhangs angekommen, erleben die Mädchen eine Überraschung. Als sie nach oben zu den deutlich erkennbaren Steinschichten blicken, die aus



Winterstimmung auf der Lasur



Neben dem Artenschutzturm des früheren Pfortner Gutes wurde ein 2.000 m² großer Himmelsteich angelegt. Seinen Namen erhielt der Teich, weil er sein Wasser je nach Jahreszeit und Wetter von oben empfängt. Etwa an der gleichen Stelle gab es schon früher einmal einen Teich, der 1973 mit Bauschutt verfüllt wurde.

dem Hangbewuchs hervorstechen, stellt sich Oli auf wie ein Professor und doziert mit ausholenden Gesten: „Durch die hohe Widerstandsfähigkeit des Zechsteines gegenüber der Verwitterung konnte sich dieser als Felsleiste deutlich absetzen. Verwerfungen in der Erdkruste führten zu mehrfachen Rissen. Da sich die dabei entstandenen Schollen annähernd parallel verschoben, sind heute vier staffelartig angeordnete Stufen zu sehen – der Zechsteinstaffelbruch.“

27. Station: Pfortener Rittergut und Artenschutzturm Gera Pforten

In der Ferne sehen die jungen Wanderer den Turm des ehemaligen Pfortener Gutes. Dieses wurde im 13. Jahrhundert als Wasserburg angelegt wurde.

Im Winter 2003/2004 riss man die seit Langem verkommenen Überreste des Guts ab. Nur das Türmchen war erhaltenswert. Es wurde fachgerecht saniert und dabei zum Artenschutzturm für Fledermäuse und Vögel

umgebaut.

„Außen und innen im Turm gibt es Quartiersteine für Fledermäuse und Brutmöglichkeiten für Vögel“, erklärt Bea. „Tiere sind bei der Suche nach Wohn- und Lebensraum so anspruchsvoll wie Menschen. Leider wird im besiedelten Bereich das Angebot an Unterschlüpfen immer knapper, da oft bei Modernisierungen und Umbauten Öffnungen in Gebäuden verschlossen werden. Bei der Sanierung des Turmes wurden Brut- und Wohnquartiere für gebäudebewohnende Vögel und die nachtaktiven Fledermäuse geschaffen. Neben Nistkästen für Mauersegler und Turmfalken kamen Nester für Mehlschwalben und Fledermauskästen hinzu. Das benachbarte naturnahe Standgewässer wurde neu angelegt. Zusammen mit dem Altbaumbestand dient es als vielseitige Nahrungsquelle.“

„Und jetzt, liebe Lily und lieber Oli“, verkündet Flori lächelnd. „sind wir am Ende unserer Tour angelangt. Ihr ward wunderbare und aufmerksame Begleiter und habt sicher genauso großen Hunger wie wir. Wir kennen da ein schönes Gasthaus ...“